

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Das Bildnis [Fortsetzung]
Autor: Morax, René
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Zug Abb. 5: Schanzengraben mit Kapuzinerturm.

sondern auch diejenigen der Fauna (Volière, Fasanengarten, Hirschpark) ihre wohlgeordnete Heimstatt haben, ziehen sich am Seeufer entlang. In den schattigen Laubgängen mit unvergleichlichem Ausblick auf See und Gebirge wandelt sich's so gut, daß wir über die Stätte des Unglücks von 1887 fast unversehens hinausgelangen. Hier, an der äußern Schiffslände, empfiehlt es sich, den Blick noch einmal zurückzuwenden. Den Vordergrund füllt ein Stückchen blauer See mit den neuen Quai-Anlagen gar freundlich aus. Es folgen dann die spitzgiebligen Häuser und Türme der Stadt, terrassenförmig an die sanft ansteigende Vorhöhe des Zugerberges gelehnt und überragt von der stattlichen Baumasse der St. Michaels-Pfarrkirche*). Die Illustration „Quai mit Hotel Rigi und Regierungsgebäude“ (auf S. 303) kann uns einigermaßen das Gesagte veranschaulichen. Die Landschaft aber, die herrliche, unvergeßliche muß mit dem Auge geschaut werden! Sie ist entzückend am Morgen, wenn Rigi und Pilatus den ersten Gruß der Sonne empfangen und über See, Matten und Wäldern der zarte Duft des jungen Tages liegt. Nicht minder erfreut sie, wenn vor dem steigenden Tagesgestirn die Schleier zerreißen und an der heitern Pracht der Gestade, an ihrer

*) Die neue Pfarrkirche, in den Jahren 1898—1902 nach Plänen des Architekten Karl Moser in Karlsruhe erstellt, erforderte einen Kostenaufwand von rund 800,000 Fr. Mit ihren im Uebergangsstil des zwölften Jahrhunderts gehaltenen Formen fügt sie sich vorzüglich dem alten Stadtbild ein. Diese wertvollste aller Neuschöpfungen auf dem Gebiet des Bauwesens verdankt die Gemeinde hauptsächlich der unermüdbaren Initiative ihres gegenwärtigen Seelsorgers, Herrn Stadtpfarrers Uttinger, der sich mit ihrer Gründung als ein wahrer Magister Eberhard II. betätigt hat.

gesegneten Fruchtbarkeit der Blick sich erlabt. Und wenn der letzte Abendstrahl auf den stolzen Bergeshäuptern verglüht ist und es über den See herweht wie Gottes Frieden und Gottes Hauch, dann sprechen wir wohl mit dem Dichter:

„Es ist das kleinste Vaterland
Der größten Liebe nicht zu klein,
Je enger es dich rings umschließt,
Je näher wird's dem Herzen sein!“

Ernst Stadlin, Zug.

Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Ich sah das Bild und war alsbald ergriffen. Es überstieg alle meine Erwartungen: ein wunderschöner junger Mädchenkopf. Vinct allein hat solche Frauentypen geschaffen. Die gleiche Harmonie der Züge, dieselbe Reinheit des Ovals, der nach innen gefehrte helle Blick, das geheimnisvoll lichte Lächeln, ein ruhiges Profil unter der welligen Anmut glatter, nach italienischer Art gesteckter Haare. Lady Cadwallon mußte hervorragend schön gewesen sein. — Die Augen meines Gegenübers waren auf die meinen gerichtet, als wolle er meine Gedanken lesen. So sagte ich ganz aufrichtig: „Nie sah ich ein so vollkommenes Bild der Schönheit.“

Fast bitter erwiderte er: „Nichts war die Schönheit des Gesichtes gegen die ihrer Seele!“

Aufmerksamer prüfte ich das Bild, und ich glaubte mit dem von van Dyk gemalten Bildnis eine Ähnlichkeit zu finden. Ich sagte das dem Baronet.

„Nicht wahr, nicht wahr?“ wiederholte er. „Meine Tochter bemerkte das öfter. Das Geschick ihrer Ahnfrau erfüllte sie mit trauriger Sympathie. Morgen werde ich Ihnen sagen, wie ich das Bild meiner Tochter gern gemacht hätte.“

Er legte Photographien und Papiere in die Kaffette zurück; dann läutete er, und ein Diener erschien.

„Machen Sie bei Mr. Nevil alles bereit; wir gehen hinauf.“ Dann zu mir sich wendend: „Ich habe wirklich Ihre Geduld mißbraucht; wenn Sie gestatten, geleite ich Sie.“

Er ging mir nach dem ersten Stock voraus, versicherte sich, daß es mir an nichts fehle, und sagte mir, ehe er sich zurückzog: „Mein Zimmer ist links am Ende des Ganges. Sie befinden sich in den von Lady Cadwallon bewohnten Räumen.“

Ich konnte nicht unhin, meine Bewegung zu zeigen, was ihn zu sagen veranlaßte:

„Seien Sie ohne Sorge! Die Tür Ihres Zimmer ist längst verschlossen. Morgen werden Sie den Grund dieses Verfahrens begreifen.“

Er verließ mich, kam aber zurück, als ich eben meine Tür schließen wollte, und fragte ängstlich: „Sie schlafen doch gut, Herr Nevil?“

Leicht überrascht, antwortete ich: „Mein Schlaf ist wechselnd.“

„Ach, hier sind die Nächte lang, so lang... Schlafen Sie wohl, Herr Nevil!“

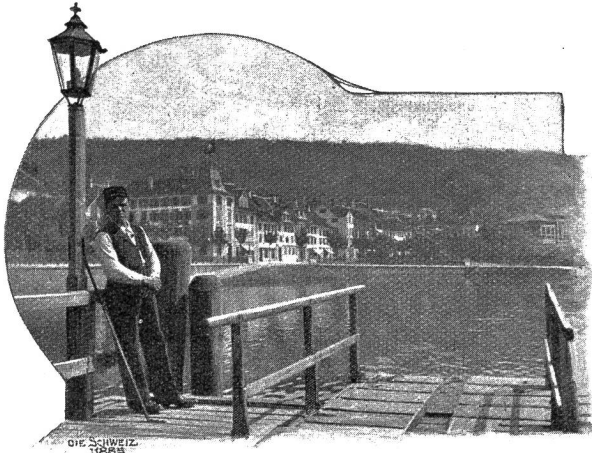
Ich dachte nach über diesen ersten Tag. Auf alle Besonderheiten dieses Daseins war ich ja gefaßt; aber ich blieb bezaubert von diesem entzückenden Gesicht, das ich nachbilden sollte. Der frühe Tod hatte diesem vollkommenen Ausdruck den Schmuck besonderer Grazie verliehen. Und mein Gedächtnis suchte einen Namen, der mit dieser ruhigen Schönheit harmonierte.

Meine durch die Schlaflosigkeit heftig angeregte Neugierde blieb an dieser unbedeutenden Einzelheit haften. Schließlich schlief ich ein, ohne des Rätsels Lösung gefunden zu haben. —

Lange habe ich bei all den kleinen Ereignissen verweilt, die den vierzehn in Black-Hall verbrachten Tagen vorhergingen. Aber dieser Aufenthalt hat in meinem Leben eine solche Rolle gespielt, daß ich die kleinste Einzelheit nicht übergehen darf. Ich fürchte im Gegenteil, nicht peinlich genau genug alles berichtet zu haben. Die Schärfe meiner Beobachtungen ist ja die einzige Bürgschaft meiner Aufrichtigkeit.

Niemand kann meiner Phantasie allein den folgenden eigenartigen und geheimnisvollen Bericht zuschreiben. Einige Auskunft über mein früheres Leben war zu seinem Verständnis unentbehrlich.

Als ich ziemlich spät erwachte, überfielen mich scharenweise



Zug Abb. 6: Neuere Schiffände.

die Erinnerungen des Abends. Bei Tag war das Zimmer groß, hell und mit Luxus möbliert, ohne gerade einen bestimmten Charakter zu haben. Mein Erstes war, die Landschaft vom Fenster aus zu betrachten. Der Oktobernebel begrenzte die Aussicht. Mein Zimmer ging auf einen großen, schönen, von den Gefindegebäuden umgebenen Hof. Auf der andern Straßenseite bemerkte man jenseits des kunstvoll gearbeiteten Gitters Wiesen und einen kleinen Weiler. Die Landschaft bot einen weniger strengen Anblick als die dunkle Almenallee auf der andern Seite des Schlosses. Ich zog mich an und ging hinunter. Burdett, der Hausmeister, teilte mir beim Frühstück mit, daß sein Herr erst am Sonntag erscheinen werde. Er bat mich, ihn zu entschuldigen, er sei unwohl. Ich solle Haus und Park als mein Eigentum betrachten. Noch fragte ich, ob Lord Cadwallon oft leidend sei. Burdett erwiderte, er sei nicht selten genötigt, das Zimmer zu hüten: „Die Luft in Black-Hall ist nicht gesund.“

Ich fragte nicht weiter, und der Hausmeister verschwand geräuschlos. Vom Eßsaal aus sah man die feierliche Baumreihe und den Teich. Nie sah ich schönere Bäume als diese. Kaum ein Streifen blaßblauen Himmels war zwischen ihren Wipfeln sichtbar. Das dicke Blätterwerk war schon von der rostbraunen Herbstfarbe gezeichnet. Der Schwan auf dem Wasser schien eine weiße lebende Seerose. Am Ende der Allee gewahrte ich einen hellen Bau, den ich am Vorabend nicht bemerkt hatte. Der Nebel und meine leichte Kurzsichtigkeit ließen mich die Umrisse nicht erkennen.

„Was steht man da hinten im Park?“ fragte ich John, den Diener.

„Das Mausoleum, Herr.“

„Welches?“

„Die Grabstätte der Familie Cadwallon.“

„Dort ruht wohl auch Lady Cadwallon?“

„Auch sie.“

Ich war versucht, nach dem Namen des Mädchens zu fragen, fürchtete aber zu weit zu gehen. Indiskretion schmerzte mich immer wie eine Beleidigung. Ich erhob mich. „Kann ich mich ein wenig im Park aufhalten?“

„Ja gewiß; mein Herr hat uns, Ihnen zu sagen, Sie seien hier wie zu Hause.“

Ich ging auf die Terrasse hinaus. Die Aussicht dehnte sich über eine große mit Gebüsch durchsetzte Rasenfläche aus, die bis an den Rand der grünen Perspektive ging. Ihre Axt traf nicht genau den Mittelpunkt des Schlosses, sondern neigte stark nach dem linken Flügel, ein Mangel an Symmetrie, der mir jedenfalls das Unbehagen beim ersten Anblick des Parkes verursacht hatte. Später gewann diese Architektenlaune sogar einen gewissen Reiz für mich.

Ich drang in den Schatten eines Seitenganges ein. Das Unkraut wuchs auf den mit weichen Blättern bedeckten Kieswegen, und die dicke Wölbung der Zweige ließ nur ein schwankendes Licht durch. Der Teich hatte parallel mit dem Wege seinen Abfluß, der wie ein weißes Band ausgepannt schien. Ich näherte mich dem Mausoleum, dessen Einzelheiten ich nur durch die alten Stämme bemerkte. Es war ein kleiner Tempel

in dem vom achtzehnten Jahrhundert bevorzugten Stil; die angebaute Eingangspforte hatte vier Säulen. Die Zeit hatte den weißen Umrisse des Marmors ihre Schärfe genommen. Jetzt paßte die helle Architektur des Ganzen zu der schönen grünen Anlage in feiner Harmonie.

Die Hoffnung, den Namen der Toten auf den Grabchriften zu lesen, zog mich besonders an. Ich kam näher, und meine Erwartung ward enttäuscht. Eine eiserne Tür schloß den Eingang zum Gewölbe. Kein Name verriet die Bedeutung des todgeweihten Hauses. Nur eine Aufschrift in Goldbuchstaben an der Front besagte:

Reverere quos silentium tenet.

Ich empfand etwas wie geheimen Unwillen. Es schien mir eine Genugtuung, selbst den Namen erfahren zu können, den man mir nicht hatte sagen wollen; aber mein Suchen blieb umsonst. So wandte ich mich zum Schloß zurück. Seine strengen Linien schlossen die doppelte Almenreihe ab. Der symmetrische Mangel, der mir auf der Terrasse schon aufgefallen war, störte mich hier doppelt. Der linke Schloßflügel verschwand hinter den Bäumen; der rechte dagegen blieb ganz frei und begrenzte die Perspektive mit seiner schweren Masse. Das Haupthaus war offenbar älter als die Flügel.

Im übrigen dünkte es mich hier wunderbar schön. Der Oktobermorgen hüllte den Park in silbernen Duft. Das ins Kupferne schimmernde Laubwerk rundete sich auf beiden Seiten des Weihers zu einem Dome ab. Verblühte Seerosen hatten ihre runden, breiten Blätter auf die Wasseroberfläche gestreut. Der Schwan schwamm zu mir, und seine stillen Bewegungen hinterließen leichtes Gefräusel auf dem blaffen Weiß des Teiches. Er nahm sich aus wie eine weiße Erscheinung, die den Schlummer des unendlichen Parks belebte. Mit mir war er das einzige lebende Wesen in der Einsamkeit.

Diese Stille, diese Verlassenheit wirkten auf die Dauer beängstigend, und ich kehrte nach dem Schloße zurück. Langsam folgte mir der Schwan auf dem Wasser. Auf meinem Zimmer rüstete ich meine Rahmen und Farben. Eine unsagbare Trauer hatte mich im Park erfaßt, und ich erwartete den Lenz beinahe mit Ungeduld. Endlich erklang in der großen Halle der Gong, und ich ging hinab.

Lord Cadwallon erwartete mich im Eßsaal, ging mir entgegen und fragte mich sehr herzlich, wie ich die Nacht und den Vormittag verbracht habe. Ich meinerseits erkundigte mich nach seiner Gesundheit.

„Nur ein vorübergehendes Unwohlsein,“ meinte er, und wir setzten uns zu Tisch. Während er aß, beobachtete ich sein wächernes, frühgealtertes Gesicht. Deutlicher noch als am Abend erschien mir das unstillbare innere Leid, das diese noch starke Konstitution untergrub. Ich wagte seine Hände, deren Zittern mich störte, nicht anzuschauen. Seit diesem Morgen begriff ich die Größe und das Verhängnis seines Schmerzes.

Ich brachte die Unterhaltung auf die eigentümliche Anlage des Wassers, die mir im Park aufgefallen war: „Mich erstaunt diese Anordnung, die sich in alten Häusern selten findet.“

„Es ist eine der Eigenheiten meines Vorfahrs Sir Percy Cadwallon,“ erwiderte mein Gastfreund. „Das Haupthaus, in dem wir uns eben befinden, stammt aus der elisabethanischen Zeit. Erst wollte man es verlängern; die Pläne waren schon entworfen. Da gefiel es Lord Percy, Kanzler am Hof Karls II., sie zu ändern und die zwei Flügel bauen zu lassen, die sie jetzt sehen. Der linke, wie Sie wohl bemerkten, scheint in den Bäumen wie begraben und hat keine Aussicht. Der rechte beherrscht dagegen die ganze Perspektive: dort wohnte meine Tochter.“

Noch fragte ich, warum die Gemäldesammlung sich im linken Flügel befinde.

„Er liegt nördlich; mein Großvater hatte diese Einteilung für seine Gallerie gewählt. Heute verstehen Sie, warum sie so dunkel ist.“

Ich sprach dann von dem schönen Park, dem Schwan und dem Mausoleum. Bitter erwiderte er: „Dort gingen wir gern spazieren . . . früher!“

Er stand auf. „Wollen Sie mit mir hinaufkommen, Mr. Nevil? Ich will Sie in ihre Zimmer führen.“

Ich folgte ihm in das erste Stockwerk. Die Wohnräume seiner Tochter begannen meinem Zimmer gegenüber und nahmen den ganzen rechten Flügel ein.



Zug Abb. 7: Quai mit Hotel Rigi und Regierungsgebäude.

„Dieses Zimmer ist verschlossen,“ sagte er im Vorübergehn vor einer Tür mit erklickter Stimme.

Am Ende des Ganges, dessen Fenster nach der Terrasse gingen, führte mich mein Begleiter in den hintern, großen, sehr hellen Raum, dessen fünf hohe Fenster nach dem Park und den Terrassen wiesen. Er nahm das ganze Ende des Flügels ein; ein großes, viereckiges Fenster war direkt über dem Wasser. Die Hinterwand schmückte ein hoher Bücherschrank. Die Bücher standen indes überall herum. Große Teppiche verhängten die Türen. Ein mit Büchern und Papieren bedeckter Tisch war nahe dem großen Fenster stehengeblieben, als hätte man ihn kürzlich noch benutzt. Photographien und zwei Tanagrastatuetten zierten den Marmor des Kamins. Ein dichter Teppich dämpfte das Geräusch der Schritte, und in dem ganzen Zimmer herrschte eine heimelige, friedliche Atmosphäre.

„Das Arbeitszimmer meiner Tochter!“ jagte nicht ohne Anstrengung der Lord. „Sie sind der erste Fremde, der seine Schwelle überschreitet. Bevor ich Sie kannte, zögerte ich, offenstanden, Sie hineinzuführen; seit gestern aber habe ich volles Vertrauen in Sie. Könnten Sie hier Lady Cadwallons Bildnis malen? Hier hat sie träumend und arbeitend so manchen Tag verbracht. Die Beleuchtung ist doch gut für Ihr Werk?“

„Ausgezeichnet, wenn Sie diese beiden Fenster verhängen. Die Ulmenallee bildet mit dem andern Fenster einen sehr guten Hintergrund.“

„Das ist mir lieb, sehr lieb . . .“ Dann plötzlich in herzlichem Ton: „Keinem andern als Ihnen hätte ich in dies Heiligtum einzudringen erlaubt. Aber ich vertraute Sie mit einer schwierigen Aufgabe und möchte zu ihrem Gelingen nichts vernachlässigen. Da sind Dokumente, die Sie brauchen können.“

Er reichte mir mehrere Photographien, auf denen man die langsame Entwicklung der Persönlichkeit von der Kindheit bis zum Alter der Vollendung verfolgen konnte. Doch fand ich auf den verschiedenen Stufen die gleiche harmonische Reinheit der Züge, das geheimnisvolle Lächeln, den ausdrucksvollen Blick, der mich am Vorabend ergriffen hatte. Von der letzten Photographie hatte Lord Cadwallon eine Vergrößerung anfertigen lassen, die mir sehr dienlich sein konnte. Mit dem Blick wies er mir einen Stuhl und sagte, als wir saßen, mit ruhigerer Stimme:

„Noch sollte ich Ihnen von Miß Grace Lloyd erzählen. Sie war, wie Sie wissen, eine Freundin meiner Tochter, die mit Freuden das einfache, liebevolle Mädchen zu bilden suchte. Trotz des großen geistigen und sozialen Abstandes waren die beiden Naturen in gemeinsamen Interessen verbunden. Miß Lloyd, wie meine Tochter, war schweigsamer Art und von krankhaftem Empfinden nicht frei. Sie besaß eine außerordentliche Gefühlsfeinheit; die Klasse von Wales ist ja durch Vererbung poetisch und zart angelegt. Dieses Mädchen aus dem Volke verstand Lady Cadwallon wunderbar und liebte sie leidenschaftlich. Ihr Vater ist hier Pächter seit Jahren, ein trefflicher, aber durchaus gewöhnlicher Mann. Sie müssen gestern sein Häuschen bemerkt haben.“

„Ich achtete nicht darauf.“

„Auch habe ich Ihnen nicht gesagt, daß früher jedermann über die Ähnlichkeit der beiden jungen Mädchen erstaunt war. Gewiß hätte ein geübtes Auge sofort die Unterschiede zwischen ihnen herausgefunden; aber die Gemeinsamkeit des Empfindens hatte vielleicht diese verwandtschaftliche Ähnlichkeit geschaffen, die sie manchmal wie zwei Schwestern erscheinen ließ. Meine Tochter lachte wohl über diesen Irrtum. Heute ist die Ähnlichkeit noch größer.“

Er schwieg. Seine Hände machten jene krankhaft-mutlose Bewegung, die mich gestern abend gefürt hatte. Ich sagte einfach: „Ich glaube zu verstehen, Mylord, warum Sie mir diese für Sie so schmerzlichen Dinge erzählten.“

Lebhaft drückte er mir die Hand. „Nicht wahr, Sie haben mich verstanden! Miß Lloyd kann Ihnen als Modell dienen. Sie ist etwas kleiner als Lady Cadwallon, hat aber ihre schwarzen Haare, ihren blassen Teint, ihre Hände und Haltung. Es ist der gleiche, weniger verfeinerte, weniger reine Charakter; sie könnte ja die Kleider der Toten anlegen.“

Er zitterte. Verwirrt durch seine heftige Erregung bemerkte ich nur:

„Das kommt ja öfter in solchen Fällen vor.“

Im gleichen fieberhaften Ton fuhr er fort: „Miß Grace wird die Kleider anlegen, die sie früher trug. Aus Liebe zu mir, zu ihr, wird sie es tun. Ich weiß wohl, wie schwer es dem armen Mädchen sein wird; aber sie tut es, sie tut es.“

Ich versuchte die Aufregung des unglücklichen Vaters zu dämpfen, indem ich seine Aufmerksamkeit auf die von dem Modell zu wählenden Kleider lenkte. Ich wußte, daß das Eingehen ins Einzelne seines Planes die Bitterkeit der Ueberlegung mildern werde.

„Ein weißes Kleid von leichtem Stoff, Seide oder Musselin, wie auf der Photographie, wäre das Beste. Um die Schulter würde ich eine Schärpe aus Gaze winden. Weiß paßt doch eher als jede andere Farbe für das Bild.“

Er stimmte unbedenklich zu, und seine Rede wurde ruhiger.

„Das war ihre Lieblingsfarbe; sie liebte auch die weichen, faltenreichen Stoffe.“ Dann fügte er, nach dem großen Fenster weisend, hinzu: „Daß sie dort stundenlang träumte, den Blick in das Labyrinth des Blätterwerks verloren, sagte ich Ihnen wohl schon?“

„Die Stelle ist für ein Bildnis wie geschaffen.“

Er erhob sich und reichte mir die Hand.

„Wirklich, Herr Nevil, ich mißbrauche Ihre Gefälligkeit. Meine Winke sollten Ihnen nur meinen Wunsch klar machen; dazu bedarf es einiger Einzelheiten. Sobald Sie Ihr Arbeitsprogramm haben, werde ich Sie natürlich durch keine Bemerkung oder gar Kritik mehr stören.“

Ich wollte ihm in die Rede fallen, er aber sagte ruhig: „Nichts Angreifenderes für einen Künstler, ich weiß es, als eine Unterbrechung seiner Arbeit durch ungeschickte Ratschläge! Der Künstler ist verantwortlich für sein Werk. Das Resultat entscheidet, ob er gut und richtig gesehen hat. Ich bin überzeugt, daß Sie Ihrer Aufgabe zu meiner vollen Zufriedenheit gerecht werden.“

Ich verbeugte mich stumm.

„Ich wünsche ein vollständiges Bildnis in Lebensgröße. Sollte Ihnen das Geringste fehlen, so stehe ich zu Ihren Diensten. Nur möchte ich Sie hier nicht nach Beginn des Wertes stören.“

Ich antwortete: „Ihr Vertrauen ehrt mich sehr, Lord Cadwallon; aber für die Lebenswahrheit des Bildes ist mir Ihr Rat vonnöten.“

Er mochte nicht auf mich hören. „Ach, ich vergaß, daß Miß Lloyd die ganze Zeit leidend ist. Sie kann morgen nicht kommen, wie ich sie hat. Aber von übermorgen ab wird sie so oft kommen, als Sie wünschen.“

„Miß Lloyd mag noch einige Tage warten. Ich will mich gleich an die Arbeit machen, werde aber zuerst einige Skizzen entwerfen, ehe ich die Leinwand endgültig in Angriff nehme.“

„Seien Sie hier ganz wie zu Hause; ich bin in diesen Räumen nur Ihr Gast.“

Er läutete; ein Lakai erschien. „Helfen Sie dem Herrn bei all seinen Vorbereitungen. Ich lasse Sie allein. Nehmen Sie den Tee gern hier?“

„Gern.“

„So finden wir uns zum Essen wieder zusammen.“

Er verließ mich, und ich blieb allein in dem früheren Arbeitszimmer seiner Tochter, nun meinem Atelier.

Beim Essen fragte mich Lord Cadwallon nach meiner Arbeit. Er wollte um meine Zurüstungen wissen und sagte seine Meinung darüber wie ein Fachmann. Daß das Licht in dem Zimmer mir ausgezeichnet verteilt schien, freute ihn sichtlich.

In der Bibliothek fragte er mich, ob ich ihre Gedichte gelesen habe. Noch hatte ich keine Zeit gehabt. Er betonte von neuem das dichterische Talent seiner Tochter. Dann setzte er sein Verhör mit der Frage fort: „Haben Sie die Bücher meiner Tochter betrachtet?“

„Meine Vorbereitungen hatten mich daran verhindert.“

„Für ein junges Mädchen eine seltsame Büchersammlung!“

Worauf ich fragte: „War Lady Cadwallon musikalisch?“

„Vielleicht ist Ihnen die Abwesenheit aller Musikinstrumente bei mir aufgefallen? Nein, Lady Cadwallon liebte nicht, was Sie Musik nennen. Diese tönende Erschütterung störte, wie sie sagte, ihren innern Traum. Es war eine schweigende Seele. Das erstaunt Sie vielleicht?“

„Keineswegs,“ war meine Antwort, „ich teile diese Ansicht.“

Er schien überrascht. „Wenige nur haben den Mut, diese Meinung zu vertreten! In England doppelt, wo die Musik eine Modesache ist. Unser Blut in Wales sollte uns mehr als alle andern Untertanen unserer gnädigen Majestät dem Zauber schöner Melodien zugänglich machen. Miß Lloyd, eine ausgezeichnete Sängerin, ist ein Beispiel dafür.“

„Es ist, wie gesagt, nicht nötig, daß Miß Lloyd in den nächsten zwei Tagen erscheine.“

„Ganz wie Sie wünschen. Uebrigens muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Miß Grace außerordentlich schüchtern ist. Ihre ganze Liebe zu meiner Tochter war nötig, sie zum Sigen zu veranlassen. Erstaunen Sie sich also nicht über ihre Schweigsamkeit und Zurückhaltung während der ersten Male. Ich werde dabei sein und ihr Mut machen.“

„Das ist nun ein Fehler, über den ich mich nicht zu beschweren hätte,“ erwiderte ich lächelnd.

Der Lord erhob sich; es war Zeit hinaufzugehen. Plötzlich fuhr er sich über die Stirn.

„Noch etwas, Herr Nevil, etwas sehr Wichtiges!“

Mich konnte hier nichts mehr erstaunen.

„Miß Lloyd hat nämlich schwarze, sehr schwarze Augen. Sie haben wohl gesehen, daß Lady Cadwallon wunderschöne blaue helle Augen hatte; nicht wie das Wasser, tief wie der Himmel, heißt es in der Dichtung!“

Als ich allein in meinem Zimmer war, trieb es mich, in ihrem Arbeitsraum nach den Gedichten zu suchen. Aber diesmal fand ich die Thür verschlossen. (Fortsetzung folgt).

Mein liebes Weib, gib mir die treue Hand!

Mein liebes Weib, gib mir die treue Hand,
Und du, mein Kind, schmiege dich an meine Seite!
So wandern wir, daß keines einsam schreite,
Mit stiller Freude durch das blüh'nde Land.

Ach! Ohne Liebe hätt' ich keinen Halt
Und nicht den Mut, zu leben und zu singen —
Mir würde grau'n vor Nezen und vor Schlingen
Und vor der Nacht dämonischer Gewalt!

Mir würde grauen vor der Menschen List
Und vor den kleinen und den großen Spöttern,
Die sich nur lieben und nur sich vergöttern,
Weil alles nur für sie geschaffen ist.

Mir würde vor der Menschheit Zukunft grau'n,
Vor Schmerz und Tod und rätselvollen Feinden,
Ich möchte nicht mehr blicken nach den Sternen
Und nimmer in mein eignes Herz mehr schau'n.

Ach! Ohne Liebe hätt' ich keinen Halt
Und nicht den Mut, zu leben und zu singen —
Die Nacht des Zweifels würde mich verschlingen;
Denn ohne Liebe sind wir alt und kalt!

Drum, liebes Weib, gib mir die treue Hand,
Und du, mein Kind, schmiege dich an meine Seite!
So sind wir glücklich, wandernd in die Weite,
Das Ziel ist schön und sonnig ist das Land!

Joh. Stauffacher, St. Gallen.